

gar den einen oder anderen Experten zu überraschen. Trotzdem bleibt der Leser nach der Lektüre etwas hilflos zurück. Der Hauptgrund liegt in der weitestgehend unsystematischen Darstellung, die keinerlei theoretischen Anspruch zu erheben scheint und heuristische Fragestellungen erst auf den Schlußseiten (S. 277) aufwirft. Weder werden die in der deutschen Geschichtswissenschaft gegenwärtig heftig diskutierten Konzepte von Kulturtransfer und transnationalem Vergleich oder die kulturelle Wende in der traditionellen Diplomatiegeschichte reflektiert noch auf die in der historisch-vergleichenden Erziehungswissenschaft entwickelten Modelle von Rezeption und „educational borrowing“ (Steiner-Khamsi, Phillips, Schriewer) eingegangen. Damit vergibt sich der Verfasser die Möglichkeit, einen konzeptionellen Rahmen zur Ordnung und Erklärung der vielfältigen und widersprüchlichen Transferprozesse zu entwickeln und damit auch Bewertungsmaßstäbe zu setzen. So bleibt die Darstellung teilweise zu quellennah und faktenorientiert, wenig reflexiv und explanativ. Wesentliche Begriffe wie „Kultur“, der bei *Füssl*/Kunst – mit Ausnahme des Black Mountain College – weitestgehend ausblendet; „Wissenschaft“ – im wesentlichen verstanden als Sozialwissenschaft – oder „Kulturpolitik“ werden nicht definiert. Das fehlende theoretische Gerüst führt dann auch dazu, dass einerseits unnötige Abschweifungen nicht vermieden werden konnten, während sich andererseits der Leser vertiefende Ausführungen an anderen Stellen gewünscht hätte, beispielsweise wenn von der „Rezeption des amerikanischen Behaviorismus, der Currieulumforschung

und der Lerntheorien“ (S. 273) im Kontext der deutschen Bildungsreformdebatte die Rede ist. Diese fehlende Fokussierung erschwert die Lektüre vor allem dann, wenn der teilweise abrupte Wechsel der Betrachtungsebenen – etwa von Schulentwicklung zu biographischen Abrissen zu Kulturpolitik – innerhalb der einzelnen Kapitel erfolgt. Wohl vor allem aufgrund bestehender Forschungslücken insbesondere für die 1960er Jahre erfolgt im Laufe der Abhandlung eine zunehmend Beschränkung der zunächst auf Institutionen und Akteure des Austauschs abzielenden Untersuchung auf die personelle Ebene im Kontext der Amerikareisen. Abschließend bleibt anzumerken, dass das Literaturverzeichnis eine Fundgrube darstellt, auch wenn auf ein systematisches Quellenverzeichnis leider verzichtet worden ist.

Eckhardt Fuchs

Jay M. Winter, Geoffrey Parker, Mary R. Habeck (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert. Aus dem Amerikanischen von Ilse Utz, Hamburger Edition, Hamburg 2002, 351 S.

Das seit mindestens fünfzehn Jahren anhaltende erneute Interesse am Ersten Weltkrieg ist nicht ganz eindeutig zu erklären. Zum einen mag es darauf zurückgehen, daß sich die Historiker in Anbetracht der Überforschung des Zweiten Weltkriegs aus forschungspragmatischen Gründen dem lange vernachlässigten früheren Konflikt zuwandten. Zum andern dürfte das näherrückende Ende des 20. Jhs. das Bedürfnis geweckt haben, sich noch

einmal mit der „Urkatastrophe“ des „kurzen 20. Jahrhunderts“ zu beschäftigen, um von dort aus eine Übersicht über das „Zeitalter der Extreme“ (Hobsbawm) zu halten und nach den Ursachen für dessen politische Fehlentwicklungen zu suchen. Diese Sichtweise suggeriert eine Kontinuität zwischen den Weltkriegen, die einem bekannten, im Umfeld des (west-)deutschen Historikerstreits der 1980er Jahre aufgetragenen Theorem zufolge einem dreißigjährigen Zeitalter des „europäischen Bürgerkriegs“¹ entspricht, das erst 1945 seinen Abschluß fand.

Auch die Hrsg. des vorliegenden Sammelbandes³ verweisen auf den von einigen Historikern gemachten Vorschlag, die Zeit von 1914 bis 1945 als „zweiten Dreißigjährigen Krieg“ zu betrachten, der lediglich von einem längeren Waffenstillstand unterbrochen worden sei. Die innerdeutsche Debatte um die Historisierung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und ihre mögliche Relativierung durch das Paradigma des Totalitarismus lassen sie dabei jedoch außen vor. Ihnen geht es vielmehr um den Weltkrieg als den „ersten totalen Krieg“, der die vollständige Indiennahme ganzer Volkswirtschaften für die Zwecke der Kriegsführung gebracht und die Exzesse der Gewaltanwendung auf eine qualitativ neue Ebene geschraubt hat. Daher ist es ihnen nicht so sehr um die Frage der Kontinuitäten zwischen den Weltkriegen zu tun, vielmehr sollte der durch den Ersten Weltkrieg verursachte Kontinuitätsbruch betont werden, um sein historisches Eigengewicht ins Bewußtsein zu heben.

Vielleicht liegt es an dieser geschichtsdidaktischen Intention, daß nur

wenige der insgesamt zwölf Beiträge die Erwartung einlösen, die der Titel des Bandes weckt, nämlich nach den Konsequenzen des Weltkriegs für den weiteren Verlauf des 20. Jhs zu fragen. Ein forschungsimmanenter, theorie- und methodengeleiteter Impuls für die jüngere Weltkriegsforschung stammte aus der Sozial- und Kulturgeschichte, welche die Aufmerksamkeit von der älteren Staaten- und Politikgeschichte u. a. auf die Untersuchung der Kriegserfahrung des Individuums lenkte, des Kombattanten wie des Nichtkombattanten. Trotz der genannten Einschränkung bleibt der von den Hrsg. erhobene Anspruch hochgesteckt, einen Überblick über ein unterdessen bereits wieder unüberschaubar gewordenes Forschungsfeld bieten zu wollen.

Um es vorwegzunehmen: Diesem Anspruch wird der Band nur in Ansätzen gerecht. Die teilweise recht spezifische Themenwahl der Einzelbeiträge steht einer erschöpfenden Synthese des Forschungsstandes im Wege, und wichtige Untersuchungsgebiete, wie z. B. die „Heimatfront“ und die Kriegspropaganda, bleiben unberücksichtigt oder werden nur gestreift. Damit ist noch nichts über die Qualität der einzelnen Texte ausgesagt, die großenteils von ausgewiesenen Experten der Weltkriegsforschung verfaßt wurden. Die Beiträge sind lose in die Rubriken „Kriegsbeginn“, „Kriegsführung“ und die recht vage überschriebene Sektion „Schatten des Krieges“ gruppiert.

Die Aufsätze der erstgenannten Gruppe sind dabei die konventionellsten, knüpfen sie doch an die mittlerweile schon klassisch zu nennenden historiographischen Debatten über Kriegsschuld und Kriegsziele an. *Michael Howard* sieht die politische

Hauptverantwortung Deutschlands am Ausbruch des Ersten Weltkriegs, anders als in den 1960er Jahren Fritz Fischer, nicht so sehr in einer gezielten Kriegsvorbereitung durch die deutsche Regierung begründet, als vielmehr in ihrer billigen Inkaufnahme des Kriegs zur Verfolgung ihrer imperialistischen Ziele, welche nur durch die Verletzung des territorialen *status quo* und auf Kosten der europäischen Nachbarn erreicht werden konnten.

Der dplomatiegeschichtliche Beitrag von *David Stevenson* befaßt sich mit der Frage, was es den kriegführenden Mächten offenbar unmöglich machte, Frieden zu schließen, als klar wurde, daß der zu Kriegsbeginn erwartete schnelle Sieg ausblieb. Die Antwort sieht er in der Autodynamik der innerhalb der beiden Bündnisysteme geschaffenen Selbstzwänge, die die Beteiligten in einer Mischung aus Vertragsverpflichtung und Mißtrauen gegenüber dem Partner daran hinderten, die begonnenen Friedenssondierungen ernsthaft zu betreiben. Zumindest diskutabel ist *Stevensons* These, daß im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg die ideologischen Unterschiede der Gegner nicht so groß und die jeweiligen Kriegsziele nicht so weitgesteckt waren, als daß bereits hierin ein strukturelles Friedenshindernis gelegen hätte. Durch seinen bündnispolitischen Fokus kommen innenpolitische Faktoren bei *Stevenson* zu kurz. Denn es wäre an dieser Stelle gerade nach dem Gewicht außen- und innenpolitischer Einflüsse für die jeweilige Kriegspolitik zu fragen. Schließlich sahen sich die Regierungen des Deutschen Reichs, Österreich-Ungarns und Rußlands in die Aporie verstrickt, einerseits den Krieg beenden zu müssen, um das bestehende

politische System nicht weiter zu gefährden, andererseits ihre Legitimität durch einen sieglosen Frieden oder eine Niederlage endgültig in Frage zu stellen.

Gerade dieser Problematik geht *William C. Fuller* in seinem Beitrag zum russischen Fallbeispiel⁴ nach. Die zarische Regierung habe der Öffentlichkeit des Reiches außer der in der machtpolitischen Tradition Rußlands dominanten Gewinnung der Herrschaft über die Meerengen keine positiven Kriegsziele anbieten können, sondern lediglich die Vermeidung einer Niederlage angestrebt. Dadurch war die Erosion der Autorität sowohl des zaristischen Regimes als auch der ihm nachfolgenden Provisorischen Regierung unaufhaltsam, weil Rußland aus strukturellen Gründen nicht in der Lage war, den Krieg zu gewinnen.

Der kulturhistorischen Intention des Bandes nähert sich *Mary R. Habeck* mit ihrem Artikel über die Perzeption der Waffentechnik durch die Frontsoldaten, ein Beitrag, der leider viel von dem Potential seines Themas durch eine allzu essayistische und impressonistische Verfahrensweise verschenkt und eine schlüssige These zum Wandel von Kriegs- und Kriegerbild vermissen läßt. Ähnliches gilt für den postmodern geprägten Ansatz von *Leonard V. Smith*, der sich den Identitäten der Frontkämpfer und ihrem Niederschlag im Modus der Kriegserzählung zuwendet. Dabei vermag er den Rezensenten nicht davon zu überzeugen, daß der Ich-Erzähler aus Ernst Jüngers autobiographischem Roman „In Stahlgewittern“ und Paul Bäumer, der Antiheld aus *Remarques* „Im Westen nichts Neues“, zwei an demselben Identitätstrauma leidende Persönlichkeiten sei-

en. Interessant ist dennoch die aus der Sozialpsychologie gewonnene Hypothese, daß die zeittypischen Neurosen der Kriegsteilnehmer von dem Bruch verursacht wurden, der zwischen ihrem internalisierten Männlichkeitsbild und der Wirklichkeit des Krieges entstand, die individuellen Heroismus völlig vergeblich erscheinen ließ. – Gute, weil konsequent vergleichende Überblicke über die Mobilisierung der Volkswirtschaften für den Krieg und die Stellung der Arbeiterklasse zum Krieg liefern *Gerald Feldman* und *John Horne*. Letzterer zeigt die Ursachen und Konsequenzen der Tatsache auf, daß bei der überwiegenden Mehrheit der Arbeiter in den europäischen Staaten die nationale Integration die internationalistische Klassensolidarität bei Kriegsausbruch entschieden überwog. Auch die sich pazifistisch gebende radikale Linke konnte den Widerspruch nicht überwinden, der darin bestand, einerseits das unerhörte Gemetzel zu verurteilen, andererseits den Krieg für die Zwecke der sozialistischen Revolution instrumentalisieren zu wollen.

Die letzte Textgruppe befaßt sich mit den Folgen des Weltkriegs für den europäischen Kolonialismus, den Anfängen des Völkerbunds und den Mythen des Ersten Weltkriegs. *A. Sydney Kanya-Forstner* legt dar, daß in der Entente zwar relativ rasch Einigkeit über die Annexion der deutschen Kolonien herrschte, darüber hinausgehende Versuche, zu einer grundsätzlichen territorialen Neuordnung der Kolonialreiche durch Ländertausch zu gelangen, jedoch bereits im Ansatz scheiterten. In den zwanziger Jahren sahen sich die führenden Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien in ihrer impe-

rialen Position auf dem Höhepunkt. An dieser Stelle wäre vielleicht noch deutlicher herauszuarbeiten gewesen, inwiefern die Nationalbewegungen in den Kolonien durch den massiven Weltkriegseinsatz im Dienste der Metropolen den entscheidenden Impuls erhielten, der schließlich wesentlich zur Entkolonialisierung nach dem Zweiten Weltkrieg beitrug. *Zara Steiner* beschreibt den Völkerbund als einen Versuch, die internationale Friedenssicherung auf eine neue Grundlage zu stellen. Das durch den Kriegsausbruch diskreditierte System von Bündnissen und bilateralen Verträgen sollte ersetzt werden durch die multinational institutionalisierte Überwachung des Friedens auf erweiterter völkerrechtlicher Grundlage. Auch wenn der Völkerbund diesen Zweck letztlich nicht erfüllte, betont *Steiner* dennoch die Kontinuität in der Fortentwicklung der im Völkerbund verankerten Prinzipien der Konfliktvermeidung und -schlichtung bei Gründung der Vereinten Nationen. *Holger H. Herwig* führt an den Fallbeispielen der österreichischen Mobilmachung, der Schlachten von Tannenberg und Verdun sowie der von der Obersten Heeresleitung lancierten Dolchstoßlegende die politisch motivierte Manipulation der Geschichtserzählung über den Ersten Weltkrieg vor. Am bekannten Beispiel der manipulativen Redaktion der Riezler-Tagebücher macht er deutlich, daß sich bis in die 1960er Jahre in Deutschland selbst professionelle Historiker in die selbstgewählte Rolle „patriotischer Zensoren“ begaben und nicht vor der (Ver-) Fälschung historischer Dokumente und Tatsachen zurückschreckten. Der Band schließt mit einem enttäuschenden, weil zu freischwebend-

assoziativen Beitrag von *Modris Eksteins* über das „kulturelle Vermächtnis des Ersten Weltkriegs“.

Fazit: Einige der Beiträge (*Fuller, Feldman, Horne, Kanya-Forstner, Herwig*), wiewohl in der Themenwahl und -behandlung wenig originell, vermitteln einen guten Überblick über den Forschungsstand und bieten stringente Einführungen in die Thematik. Hier erweist sich die besondere Stärke angelsächsischer Autoren, einen komplexen Stoff für die Zwecke des universitären Proseminars aufzubereiten. Es stellt sich aber dennoch die Frage, ob dies in Zeiten knapper werdender Budgets für wissenschaftliche Veröffentlichungen den Übersetzungsaufwand rechtfertigt. Auf ein breiteres Lesepublikum kann ein Sammelband i. d. R. nicht rechnen, und für das Fachpublikum hätte die amerikanische Originalausgabe allemal gereicht.

Andreas R. Hofmann

- 1 E. Nolte, *Der europäische Bürgerkrieg 1917–1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, Frankfurt a. M. 1987.
- 2 Die Originalausgabe erschien unter dem Titel: *The Great War and the Twentieth Century*, New Haven u. a. 2000.
- 3 Am Rande sei das redaktionelle Ärgernis vermerkt, daß Namen russischer Autoren und historischer Persönlichkeiten in der – für wissenschaftliche Veröffentlichungen überholten – Duschreibweise wiedergegeben sind, während bei den russischen Titeln eine englische Transkription beibehalten wurde. Das Fehlen einer fachlich kompetenten Endredaktion lassen ebenso Schreibungen wie „das Stawka“ erkennen; ein vermeintlicher Ort „Lodzinsk“ (S. 56) ist eine irrthümliche Bildung aus einem russischen Adjektiv,

gemeint ist das Gebiet um die Stadt Lodz.

Julia E. Sweig: *Inside the Cuban Revolution: Fidel Castro and the Urban Underground*, Harvard University Press, Cambridge (Mass.)/London 2002, XIX+254 S.

Bereits lange vor dem Erscheinen ihres Werkes *Inside the Cuban Revolution* war *Julia E. Sweig* im Dienste des *Council on Foreign Relations* der USA tätig und hat sich dort als Fachfrau für den großkaribischen Raum und insbesondere für Kuba einen Namen gemacht.¹ Im Rahmen ihrer Arbeit um CubaINFO Anfang der 1990er Jahre bot sich ihr die Gelegenheit, engere Kontakte mit Pedro Alvarez Tabío zu knüpfen, dem Hüter der kubanischen Revolutionsarchive. Auf diese Weise glückte es ihr, bislang unzugängliches Quellenmaterial in der *Oficina de Asuntos Históricos* (OAH, oder auch „Fondo de Celia“) in Havanna zu sichten, welches als Grundlage für ihre nun vorliegende erste eigenständige Monographie diente. Bei den dort recherchierten Dokumenten handelt es sich insbesondere um Briefsammlungen, anhand derer *Sweig* die Kommunikation zwischen Castro und den Anführern seiner Widerstandsbewegung in den Städten nachzeichnet und damit das Verhältnis zwischen dem militärischen Zentrum der Revolution in den Bergen (der *Sierra*) und dem urbanen Untergrund (dem *Llano*) erhellt.²

Aus den so gewonnenen Erkenntnissen gelingt es der Autorin, die bisher in der Forschung untersehnte Bedeutung des *Llano* neu zu definieren und mit Fakten zu untermauern. Dabei stellt sie überzeugend drei Gemeinplät-